

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 12 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Kind und Tier
Autor: B. u. L. / Fulda, Luise / I. H.-Kl.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kind und Tier

Der Leser des «Bündner Schulblattes» erinnert sich wohl noch an die Tierschutznummer vom Dezember 1951. Ein freundlicher Zufall wollte, daß es die Weihnachtsnummer sein durfte. Was dieses Heft in unseren Augen wertvoll machte, waren nicht nur die inhaltsreichen Beiträge von Dr. Martin Schmid, Prof. Dr. Seiferle, Carl Stemmler-Morath und Kaspar Freuler, sondern auch das Geleitwort unseres Erziehungschefs, Dr. Arno Theus, und der Aufruf des Präsidenten unseres Bündner Tierschutzvereins, Dr. Forrer: «Warum Tierschutz?» Aus allen Arbeiten klang vernehmlich die Überzeugung, daß der Mensch zwar das Recht hat, Tiere zu nützen, aber auch die Pflicht, sie zu pflegen und ihnen Schutz zu gewähren. Wir wollen nicht repetieren. Vielleicht nehmen unsere Kollegen aber diese Tierschutznummer wieder einmal vor und lassen sich von ihrem Inhalt zu einem neuen Anlauf ermuntern. Denn es geht gewiß um mehr als um ein wenig Gefühlsseligkeit; es geht auch im Tierschutz um Menschenbildung.

In der gleichen Nummer war auch der Aufruf zur Teilnahme am Wettbewerb des Tierschutzvereins enthalten. Mit gutem Erfolg hat der Verein vor rund 25 Jahren unter der Leitung von Sekundarlehrer Christ. Schieß einen ersten Wettbewerb durchgeführt. Vor wenigen Jahren hat man sich für einen zweiten entschlossen, dem leider zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Nun aber hatte der dritte wieder einen schönen Erfolg.

Welches war die Absicht, die der Vorstand des Tierschutzvereins mit dem Wettbewerb verband? War die Einstellung unseres lauten, betrieb-samen Jahrhunderts mit ihrem «Es muß etwas laufen» der Antrieb? Nein, es steckt mehr dahinter. Man will die Jugend wirklich an der Sache interessieren. Man hofft, aus den eingehenden Arbeiten zu erfahren, wie das Kind und der Jugendliche sich zum Tier stellen. Was bedeutet es ihnen? Spielzeug, Objekt, an welchem sie die geistigen Kräfte üben, oder ist es der Kamerad, vielleicht auch einmal Trost? Schreiben und schwatzen die Kinder bloß nach, was ihnen der Erwachsene über das Verhalten zum Tier vorträgt, oder kann aus den Arbeiten ein eigenes, ursprüngliches Empfinden zum Rechten und Guten herausgelesen werden?

Das Kind ist dem Tier näher als der Erwachsene. Es sieht den Abstand weniger deutlich. Vielleicht strömt wirklich noch vom Tier zum Kind und vom Kind zum Tier ein «Fluidum» — nennen wir's ursprüngliches Verstehen, Zutrauen oder Freundschaft —, das bei vielen Erwachsenen abgerissen ist. Die Einstellung des Erziehers zum Tier wird in starkem Maße auf das Kind abfärben. Wir sind dessen gewiß und wünschen nur, Kinder könnten in den entscheidenden Jahren spüren, daß Eltern, Pfarrer und Lehrer zum Tier gut stehen. Sei nur keiner hochmütig! Man tut in dieser

gewalttätigen Welt gar nicht so wenig, wenn man in seinem Kind oder Schüler diese Überzeugung festigt.

Und nun etwas vom Erfolg des Wettbewerbes. Es haben rund 170 Schüler und Schülerinnen ihre Aufsätze eingesandt, zum Teil mit Zeichnungen verziert oder mit naturkundlichen Skizzen und photographischen Aufnahmen bereichert. Beteiligt haben sich Schüler der 3. und 4. Klasse von Chur und Davos-Glaris, von Rhäzüns und Igis eine größere Zahl aus der 5. bis 8. Klasse. Ferner haben teilgenommen ein Oberschüler von Überlandquart, einige Sekundarschüler von Davos-Platz, sehr intensiv die Sekundarschule von Malans. Die Mädchensekundarschule und Töchterhandelsschule Chur waren durch je eine ganze Klasse vertreten. Endlich haben Schüler und Schülerinnen der Kantonsschule und ein Kurs der kantonalen Frauenschule mit Eifer mitgemacht. Wovon haben die Teilnehmer geschrieben? Bei den jüngeren Primarschülern spürt man die Leitung des Lehrers in der Gleichartigkeit der Themawahl und Behandlung. Die Aufsätze sind von großer Ähnlichkeit und sagen nicht eben viel über die Einstellung des Schülers. Sie sind aber, vom Tierschutz aus gesehen, trotzdem von Wert und haben sicherlich die Gedanken der Kinder in der gewünschten Richtung gelenkt. Da ist die Rede von den Vögeln am Futterbrett, von den Kätzchen, von der Not der Wildtiere im Winter, vom armen Rehlein, das man verwaist glaubt und zur Pflege heimnimmt. Kurzweiliger schon sind Studien am Meerschweinchen, am Goldhamster und an der Elster. Rührend ist die ehrliche Entrüstung eines Mädchens über die Zerstörung eines bebrüteten Vogelnestes oder der Bericht eines Bauernjungen über seine Wanderung in die entlegene Alp, um ein krankes Schäflein heimzuholen.

Anspruchsvollere, fast schon tierpsychologische Berichte betreffen das Verhalten und die Gewöhnung von Pferd und Hund. In vielen Aufsätzen spukt noch die Auffassung, das Tier durch phantasievolle Zugaben interessanter machen zu müssen. Hier fehlt Wesentliches: die Fähigkeit, mit Treue zu beobachten und niederzuschreiben. Auch für das Tragische ist Verständnis vorhanden. Wir spüren es aus der Arbeit über das Sterben der zwei Kälbchen oder der vergifteten Katze. Berichte über die Aufzucht einer jungen Eule, eines verwaisten Spätzleins und Beobachtungen an der fremdländischen Schildkröte im Aquarium stammen von Schülern, die mehr der Sachlichkeit verpflichtet sind. Spricht aber nicht gerade aus diesen Arbeiten die Tatsache, daß Sachlichkeit gepaart sein kann mit echter Zuneigung zum Tier und dem Bedürfnis, ihm möglichst gerecht zu werden? Ein leider diesen Winter verunglückter lieber Junge berichtet von seinem Hirtenleben auf einer Alp im Allgäu und Beobachtungen an Gamsen und Adlern.

Wer zum Wettbewerb mit Prämiierung aufruft, muß sich mit geduldiger Lektüre und Zensurierung abfinden. Drei Vorstandsmitglieder des Tierschutzvereins haben sich dieser Arbeit gewidmet und schließlich in Übereinstimmung der Bewertungsnoten ermittelt, daß 45 Arbeiten als sehr gut, 73 als gut und der Rest als aner kennenswerter Versuch beurteilt werden können. Als Preise wurden wertvolle naturkundliche Bücher, deren Grundhaltung den Bestrebungen des Natur- und Tierschutzes entspricht, ausgeteilt. Wir freuten uns besonders, daß die herrlichen Inselbändchen wieder

erhältlich waren. Schulen, deren Arbeiten etwas schematisch einheitlich ausfielen, erhielten statt der Einzelpreise Gaben für die ganze Klasse, die im Unterricht gute Verwendung finden können, wie z. B. die Bücher von Paul Eipper, den Bilderzoo, die Stöcklin-Mappe usw. Wir sind der Meinung, daß der Preis nicht bestimmend sein darf für die Teilnahme an einem Wettbewerb dieser Art. Aber eine Anerkennung haben doch alle Teilnehmer verdient. Mit dem vorliegenden Heft des «Schulblattes» erfüllen wir im Einverständnis mit dem Vorstand des Bündner Lehrervereins unser Versprechen, einige der prämierten Arbeiten zu veröffentlichen und einem weiteren Kreis Einblick in die Leistungen der Teilnehmer zu gewähren. Der Vorstand des Tierschutzvereins dankt der Redaktion des «Bündner Schulblattes» aufrichtig für die mehrfach gewährte Gastfreundschaft. B. u. L.

Ein Wildtier unter Menschen

Vor mehreren Jahren half ich Familie Schmied beim Heuen. Frühmorgens wanderte ich gemächlich hinter der Mähmaschine her und handhabte etwas zerstreut meine «Furke». Da, was war das? Die Maschine stockte, Herr Schmied riß ärgerlich am Zügel. Ich hörte einen leisen Schrei, gleichzeitig sah ich es rotbraun durch die Halme schimmern. Ich griff zu und zog ein kleines, kaum einige Tage altes Rehkitzchen hervor. Das scharfe Messer der Maschine hatte sein rechtes Vorderbein verletzt, sonst fehlte dem Tierchen nichts. Aber ein zweites Rehkitzchen war völlig verstümmelt und bereits tot.

Da die Wunde des Rehleins nicht gefährlich war und bald zu bluten aufhörte, entschlossen wir uns, der Rehgeiß ihr Kind zu lassen. Ich trug es während der Mittagspause zum nahen Waldrand und versteckte mich in seiner Nähe. Ich hatte richtig vermutet. Nach kurzer Zeit hörte ich es rascheln; die Rehgeiß suchte ihr Junges. Vorsichtig trat sie heran, beschnupperte das Kitzchen, wich aber erschrocken zurück. Nochmals kam sie heran, um gleich darauf fluchtartig im Wald zu verschwinden. Scheinbar hatte das Kitzchen den Geruch unserer Hände angenommen, die Geiß wurde davon abgeschreckt und verließ ihr Junges. Soviel das arme Tierchen auch nach ihr rief, sie kehrte nicht zurück. Wir warteten bis zum Abend, doch vergebens. Was blieb uns anderes übrig, als das Kitzchen mit nach Hause zu nehmen? Auf meine Bitte hin überließ man es mir bereitwillig.

Liesel, wie wir das Kitzchen nannten, gewöhnte sich gut bei uns ein. Die Wunde heilte rasch. Schwieriger war es dagegen mit der Nahrung. Liesel konnte keine Kuhmilch ertragen. Nach einem fehlgeschlagenen Versuch mit Ziegenmilch kochte meine Mutter kurzerhand Haferschleim, wie man ihn kleinen Kindern gibt. Er bekam Liesel vortrefflich. Sie wurde von Tag zu Tag größer und unternehmungslustiger. Sie tollte im ganzen Haus umher und war zahm und anhänglich wie ein Hündchen.

Wir wollten das Reh nicht länger in der warmen Küche behalten. Mein Bruder baute ein kleines Häuschen im Garten, dort schlief Liesel längere Zeit des Nachts. Bis zum Herbst war aus unserem Rehkitzchen eine hübsche

Rehgeiß geworden. Obwohl noch nicht ganz ausgewachsen, war Liesel schon recht selbständig. Mehr und mehr begann sie am Tag zu schlafen und nachts umherzustreifen, natürlich nie außerhalb des Obstgartens.

Zur Mittagszeit kam Liesel regelmäßig ins Haus und kratzte an der Küchentüre. Hatte sie dann ihr Essen verzehrt, so wurde die Küche gründlich untersucht und alles Genießbare beknabbert. Das Salzfaß hatten wir längst höher hängen müssen seit Liesel einmal entdeckt, wie der Deckel mit der Nase zu heben sei. Als der erste Schnee fiel, spazierte unser Reh ins Haus, schlüpfte in die Stube und ließ sich nicht mehr vertreiben. Erst als die Sonne hervorkam, bequeme sich Liesel in den Garten, wo sie zum Entsetzen meiner Mutter sämtliche Kohlköpfe aus dem Schnee scharrt und anfraß. Sie konnte nun auch über den Gartenzaun springen. Oft unternahm sie lange Streifzüge zum nahen Wald.

Im Frühling begann Liesel des Nachts fortzubleiben. Einmal hörte ich gegen Morgen ein Krachen und Rascheln im Garten. Ich eilte ans Fenster und sah eben, wie Liesel elegant über den Gartenzaun setzte und an den letzten Restchen von Mutters armen Kohlstauden zu nagen begann. Auf der andern Seite des Zaunes stand ein Rehbock. Liesel versuchte eifrig, ihn in den Garten zu locken. Sie sprang zu ihm hinaus, schupfte ihn mit der Nase, hüpfte in den Garten zurück und machte sich hinter den Kohl. Aber der Kavalier war sichtlich zu schüchtern und brachte nicht den Mut auf, seiner Dame zu folgen. Erst mehrere Nächte später wagte der Bock den Sprung.

Liesel kam immer seltener nach Hause. Sie erschien nur noch vor Wetterumschlag.

Im Sommer blieb Liesel ganz fort. Ging ich jedoch zum Wald hinauf und rief leise: «Liesel», dann verließ sie ihren Schlafplatz, den ich gut kannte und trat zu mir. Einst kam sie mit einem Kitzchen auf mich zu. Auf dem Heimweg begleitete mich Liesel jedesmal, doch bis zum Haus kam sie nie mehr.

Während der Jagdzeit verzog sich Liesel gegen die Berge hinauf. Ich sah sie noch ein einziges Mal, ihr weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Scheinbar ist das zutrauliche Reh umgekommen.

Luise Fulda, 1. H.-Kl.

Hund und Hase

Eines Morgens sagte der Vater: «Heute kaufe ich einen Hund.» Er ging dann auf den Markt, ich aber zum Skifahren. Als ich wieder heimkam, war ein Schuh auf meinem Stuhl. Darin war ein kleiner Hund. Zuerst fürchtete ich mich fast. Wir taufte ihn Nelli. Bald waren Nelli und ich gute Freunde. Mit Freude läppelte er die frische Milch. Ich spielte mit ihm. Einmal gingen wir auf die Rüti mähen. Ich und Nelli spielten im Stall. Auf einmal kam der Vater und sagte: «Da oben liegt ein Häslein und zittert.» Ich meinte, wir sollten es dem Wildhüter sagen, und der Vater war damit einverstanden. Am Abend erzählte ich dem Wildhüter alles. Er sprach: «Ihr müßt ihm im Stall ein Nestlein bauen.» Wir machten es nun auch im Rütiställi. Nelli wollte das Häslein aus dem Nest reißen. Doch

erlaubte ich es nicht, indem ich befahl: «Sitz!» Als das Häslein groß geworden war, sagte der Vater eines Tages: «Heute ist der Hase nicht mehr im Stall.» Ich dachte: Er wird in den Wald gelaufen sein. Noch lange trauerte ich um meinen Hasen. Erzählt haben wir es den Nachbarn erst nachher.

Martin Accola, 4. Kl.

Seltsame Hausbewohner

Es sind noch nicht zwei Jahre her, daß wir in unserem Hause sehr seltsame Gäste hatten. Es war ein niedliches Amselpaar, das sich ein Plätzchen suchte, um sich ein Heim zu erbauen. Endlich wählten sie sich einen lustigen Ort, nämlich in einer Blumenkiste zwischen den Geranien. Nun begann ein lustiges Treiben. Den ganzen Tag flogen die Amseln hin und her, bald mit einem Grashalm, bald mit andern weichen Gegenständen. Als wir längst meinten, das Nest sei nun bereit, flogen sie mit Fäden und Moos herzu und polsterten es noch mehr aus. Eines Tages ging das Amselweibchen nicht mehr aus dem Nest. Wir vermuteten etwas. Was geschah wohl? Das Männchen flog hin und wieder einmal zum Nest mit einem Würmchen oder einer Fliege. Das Weibchen war schon ganz zahm. Es flog nicht fort, wenn wir auch ganz nahe zum Nest traten. Es schaute uns mit zwei so niedlich glänzenden Äuglein an, wie wenn es uns ein Geheimnis verkünden wollte. Es blieb nicht lange ein Geheimnis. Nach ein paar Tagen waren drei kleine Eier im Nest. Die Amsel Eltern waren sehr besorgt um ihre Kinder, die nun bald daraus ausschlüpfen sollten. Das Amselweibchen saß nun sorgsam und brütete Tag und Nacht. Eines Nachts war ein fürchtiges Unwetter. Meine Mutter erwachte. Plötzlich kamen ihr die Amseln in den Sinn. Was nun tun? Sie hatten sicher Angst. Der Mutter kam nun ein guter Gedanke. Sie schlüpfte schnell in Morgenrock und Hausschuhe und öffnete den Schrank. Was nahm sie wohl heraus? Es war ein alter Schirm. Dann nahm sie noch eine Schnur und ging auf die Terrasse, um zu sehen, was dort geschah. Ängstlich schaute das Amselweibchen umher und flehte mit den glänzenden, glühenden Augen um Hilfe. Meine Mutter öffnete behutsam den Schirm und befestigte ihn mit der Schnur am Geländer des Blumengitters. Nun waren unsere «Feriengäste» geschützt, und meine Mutter konnte sich wieder ruhig zu Bett legen und weiter schlafen. Zwölf Tage lang brütete das Weibchen, und treubesorgt brachte das Männchen ihr das Futter. Da plötzlich begann sich etwas zu regen im Nest, und ein kleines Wesen ohne Federn begann sich zu bewegen und den kleinen Schnabel aufzusperren, der zwar fast das Größte war am ganzen Tierchen. Es blieb nicht lange allein. Bald sprangen die Schalen der beiden andern Eier, und zwei neue Wesen krochen heraus, die auch nicht schöner waren als das andere. Nun begann ein Treiben. Ein freudiges Piepsen der Amsel Eltern und ein Geschrei der Jungen, die hungrig waren. Sie hatten es streng, die guten Eltern, bis sie ihre Jungen gesättigt hatten. Von Tag zu Tag wuchsen die Kleinen, und auch die Federn wuchsen langsam. Nach weiteren Tagen versuchten sie schon zu fliegen. «Nur langsam», piepsten die Eltern, «ihr dürft noch nicht zu weit gehen.» Sie flogen auf die Drähte des Wäscheplatzes, der ihrem Neste am nächsten war, und dann immer weiter weg.

Eines Morgens, als meine Mutter die Wohnung putzte, ließ sie die Terrassentüre offen. Plötzlich sah sie eine junge Amsel, die gemütlich in der Stube herumstolzierte. Eine andere war in der Küche hinter dem Schrank und die dritte in der untern Wohnung. Als sie scheinbar genug gesehen hatten, gingen sie wieder in ihr Nest zurück. Von dem Tage an, da sie ausschlüpfen, blieben sie noch zwölf Tage dort, dann flogen sie aus. Nicht ganz! Sie kamen hin und wieder einmal. Das Nest nahmen wir weg. Doch noch heute kommt das Amselweibchen und pickt im Winter das Futter aus unserm Vogelhäuschen. Claudia Marguth, Kant. Frauenschule.

Unser Kälblein

Es war Sommerszeit, alles stand in der schönsten Üppigkeit. Das Vieh war auf den Alpen; ein Kälblein jedoch mußte den Sommer im Stall verbringen. Es konnte den Witterungsumschlägen in unserer Alp noch nicht gewachsen sein. Wir hatten alle eine große Freude an ihm und gaben ihm den Namen Lotti. Lotti war ein zierliches, herziges Tierlein. Sein Fell schimmerte wie der Schnee auf den Bergen. Seine Äuglein waren klar. Sein Schwänzlein wedelte wie das eines Hundes. Hie und da nahm es einen fröhlichen Sprung, und schon war es mit den Vorderbeinen in der Krippe. Der Vater und meine Brüder verbrachten die Zeit auf dem Berg, indem sie dort mit dem Heueinbringen beschäftigt waren. Die Mutter, mein Bruder Christian und ich waren zu Hause; aber fast hätte ich noch meinen Liebling vergessen, das Hündchen Rex. Christian arbeitete in Chur. Die Mutter und ich hingegen besorgten die Arbeit zu Hause. Zu unserer täglichen Arbeit gehörte auch die Besorgung Lottis. Morgens in aller Frühe trieben ich und unser Rex Lotti auf die Weide. Tagsüber blieb Lotti allein, um Nahrung zu finden, wenn auch nicht auf der Alp, so doch auf der Heimweide. Mich benötigte die Mutter im Obst- und Gemüsegarten. Meine größte Freude aber waren meine lieben Blumen, die ich mit Liebe hegte und pflegte, so daß es eine Freude war, unseren Garten und unser Gehöft zu betreten. Des Abends kehrte unser Lotti wieder munter heimzu. Manchmal mußte ich ihm noch etwas Futter geben. Eines Abends, als ich im Stall hantierte, mußte ich feststellen, daß sich Lotti um den besten Leckerbissen nicht interessierte. Wir glaubten, es hätte genug auf der Weide erhascht, was uns natürlich recht war! Wie waren wir aber erstaunt und ratlos, als wir erblicken mußten, daß Lotti gebläht war. Hier gab es keine andere Rettung als den Tierarzt. Meine liebe Mutter trat sofort in telefonische Verbindung mit unserem Tierarzt. Diese Zeit wachte ich allein bei Lotti. Verzweifelt war es, zuschauen zu müssen, wie das arme Tierlein litt. Ich weiß nicht, wie die Zeit verstrichen war, Minuten wurden mir zu Stunden. Mir schien, als ob Mutter und Veterinär uns vergessen hätten, denn die Blähung nahm immer zu. Ich fing an zu weinen und zu beten. Jetzt trat die Mutter ein. Auf meinen fragenden Blick, den ich ihr zuwarf, entgegnete sie mir traurig: «Er hat für uns jetzt keine Zeit, hingegen rät er uns ein Mittel, Olivenöl.» Gespannt horchte ich zu. «Geh und bring das Öl!», befahl sie. Eilend verließ ich den Stall und trat in das Haus. In un-

serer Hausapotheke suchte ich in allem Eifer, ja in einem solchen Eifer, daß ich das Öl ein paarmal in den Händen hatte und es dennoch nicht fand. Kaum hatte ich es gefunden, war ich schleunigst im Stall und übergab es der Mutter. Krampfhaft lag Lotti da. Wir versuchten ihr etwas Öl einzugeben und es gelang uns auch. Erwartungsvoll setzten wir uns auf ein Bänklein. Hie und da versuchte ich es liebkosend zu streicheln. Wir mußten aber konstatieren, daß das Mittel nichts half. Zeitweise glaubten wir doch, daß das Tierlein weniger Schmerzen hätte. Wir blieben die ganze Nacht bei ihm im Stall. Ich mußte immer an meinen Bruder Christian denken, wenn er nur zu Hause wäre, aber er hatte Nachtdienst. Unserem lieben Hündchen Rex gaben wir in unserem Eifer kaum acht. Wie mußten wir aber staunen, als Christian in aller Frühe heimkam und erklärte, daß Rex auf dem Wege gewartet hätte und ihm durch Laute zu verstehen gab, daß er pressieren müsse und daß zu Hause etwas nicht in Ordnung sei. Ich glaube, daß ein Tier noch mitfühlender sein kann als viele Mitmenschen. Aus unserem lieben Lotti ist nun eine Kuh geworden, und zwar *meine* Kuh. Auch sie, scheint mir, wisse noch von jener Nacht, da wir ihr geholfen haben, und ist mir durch ihre Anhänglichkeit und Treue dankbar dafür.

Menga Felix, 1. Sek.-Kl.

Waldi

Ich war sieben Jahre alt, als ich meine Ferien im Unterland zubrachte. Zuerst fühlte ich mich dort ganz fremd unter den mir unbekannten Menschen. Das Liebste während meiner Ferienzeit war mir der große, schwarze Hund Waldi. Das zarte, glänzende Fell, die klugen, braunen Augen, der bedächtige, etwas langsame Gang sahen so vertrauenerweckend aus, daß man Waldi einfach liebhaben mußte. Jeden Tag durfte ich meinem schwarzen, vierbeinigen Freund das Essen bringen, das am Werktag aus «Kaffeebrocken» und Resten vom Mittagessen, sonntags aber aus Hundekuchen und Milch bestand. Ich saß dann öfters auf einem Stein neben ihm und konnte mich nicht sattsehen an der anmutigen Hundegestalt. An schönen Tagen vergnügten wir uns am Waldrand, wo die buntleuchtenden Blumen blühten, und da, wo die Sonne lustig durch die grünen Zweige schien, und auf dem weichen, moosbewachsenen Boden Schatten malte. So oft sich die Schattengestalten bewegten, horchte Waldi auf und schnappte nach ihnen. Dann wieder streiften wir stundenlang durch die grünen Felder, zogen dem ruhig dahinfließenden Fluß entlang, horchten dem lieblichen Vogelgesang und freuten uns an dem schönen Tag.

Es gab auch andere Tage, solche, an denen sich der Himmel grau und düster über dem Lande wölbte und der Wind den Regen an die Fensterscheiben peitschte. Da stahl sich dann langsam, wie ein Dieb in der Nacht, das Heimweh in mein Herz. So oft ich allein war, ließ ich meinen Tränen freien Lauf. Waldi lag dann ruhig und bedrückt neben mir und blickte mich mit seinen großen, treuen Augen so mitleidig an, daß ich den warmen Hundekörper fest an mich pressen mußte, ganz nah, so nah, daß ich seinen Atemzügen lauschen konnte. Währenddem meine Tränen unaufhörlich auf sein weiches Fell tropften, fuhr ich ihm liebkosend über die feuchte

Schnauze und überschüttete ihn mit überschwänglichen Schmeicheleien, die er, zufrieden mit dem Schwanze wedelnd, hinnahm. Nachts konnte er oft stundenlang den Mond anbelln. Der arme Kerl tat mir dann furchtbar leid. Auf meine Bitte hin wurde er in mond hellen Nächten in die Scheune gesperrt, wo er von dem verhaßten Mondgesicht nicht mehr geplagt wurde.

Der Sommer ging zur Neige. Rings prangten die Kornfelder in Gold. Die feuerroten Mohnblumen und die himmelblauen Kornblumen leuchteten von weitem. Waldi und ich machten unseren letzten gemeinsamen Spaziergang. Am Rande eines Kornfeldes, mitten in den lieblich duftenden Blumen, setzten wir uns nieder, und ich flüsterte Waldi in die großen Ohren: «Morgen gehe ich heim, und du mußt da bleiben —, armer Waldi!» Wie wenn er die Worte verstanden hätte, sprang er auf, und ein heiseres Gebell entstieg seiner Kehle.

Der Abschied am andern Morgen war kurz. Waldi wollte mir um jeden Preis in die Eisenbahn nachfolgen. Als er begriff, daß das nicht ging, hob er ein so furchtbares Gebell an, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte. Ich schaute zum Wagenfenster hinaus, bis der geliebte Hund meinen Blicken entschwand. Damals fühlte ich, daß man ein Tier ebenso lieb haben kann wie einen Menschen. Den treuen, schwarzen Waldi werde ich nie in meinem Leben vergessen.

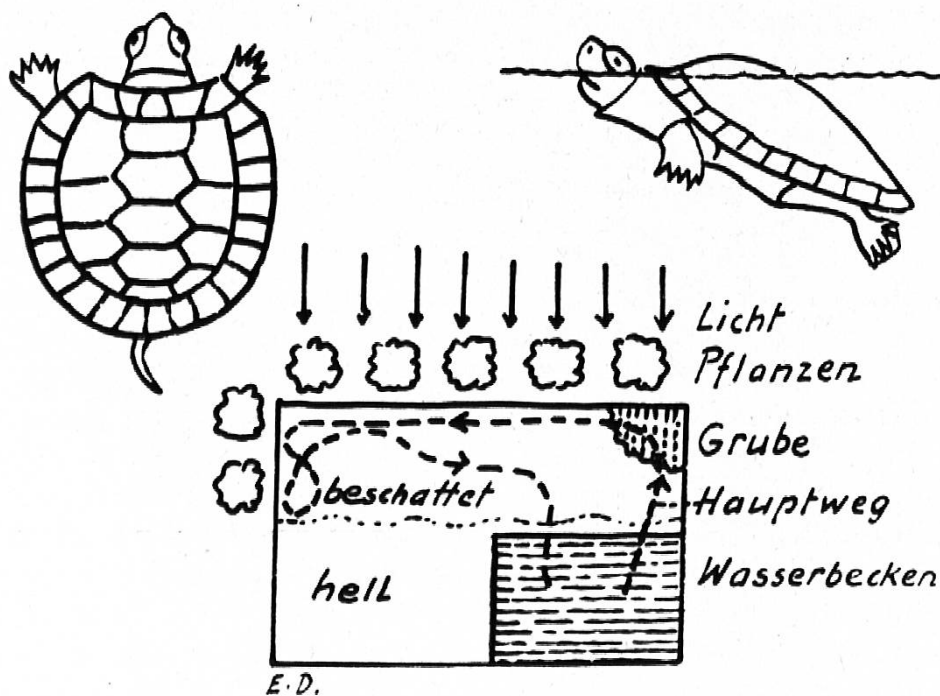
Anni Bernhard, 1. Sek.-Kl.

Die Schildkröte

Etwas Rundes, Dunkles taucht aus der Tiefe des winzigen Teiches auf. Mit ruckartigen Ruderstößen fährt das Tier an die Oberfläche des Wassers. Ein unheimlicher Kopf wird aus dem Wasser an die Luft gestreckt. Ich greife darnach und halte eine Wasserschildkröte in der hohlen Hand. Sie wehrt sich verzweifelt, und erst, als ich sie auf den Rücken lege, wird sie ruhig, denn einmal auf den Rücken gelegt, dreht sie sich meistens nicht mehr um und wird ganz apathisch. Jetzt erst kann ich das Tier recht anschauen. Die Farbe ist hauptsächlich dunkelgrün. Auch sind gelbe Streifen und Zeichnungen wunderbar eingesetzt. Der Bauchpanzer ist dagegen fast ganz gelb. Der ganze Panzer ist flach und breit. Der Kopf erinnert uns an den Kopf eines Urvogels. Das Maul besitzt keine Zähne, dafür sind die Ränder der Hornkiefer scharf wie Rasierklingen. Die Füße sind mit Krallen bewehrt. An den Hinterfüßen hat es zudem noch kleine Schwimmhäute.

Ich lege die Wasserschildkröte in das Aquaterrarium zurück, und eilig schwimmt sie dem Grunde des Wasserbeckens zu. Ich lasse jetzt einen dicken Regenwurm ins Wasser fallen. Er windet sich heftig am Boden. Dies ist nicht gerade ein schöner Anblick und tönt nicht sehr tierschützerisch. Ich muß aber die Futtertiere ins Wasser geben, denn auf dem Lande frißt die Wasserschildkröte nicht. Der Wurm wird mit der Zeit ruhiger und fängt an, im Becken umherzukriechen. Die Schildkröte beachtet ihn zuerst gar nicht. Sie holt zuerst einmal Luft. Erst als sie wieder auf dem Grund angelangt ist, sieht sie den Wurm. Sie erstarrt augenblicklich und richtet ihre beiden Äuglein steif auf das Gezappel. Jetzt ist der Wurm ein wenig in ihre Nähe gekommen. Sie macht einen ganz langsamen Schritt

vorwärts. Dabei ist der Kopf weit vorgestreckt. Jetzt ist das eine Ende des Wurmes nur noch etwa zwei Zentimeter von dem Räubermaule entfernt. Sie dreht den Kopf langsam ein wenig zur Seite, um den Wurm besser zu sehen und — blitzschnell fährt er dann vor. Ich sehe die Bewegung kaum. Sie reißt im gleichen Augenblick das Maul auf und packt den Wurm ziel-sicher an dem Ende. Eine kurze Zeit ist der Wurm ruhig. Aber dann fängt er an zu toben und sich zu ringeln. Die Schildkröte zieht den Kopf lang-sam zurück, und der Wurm ist um ein paar Segmente kürzer geworden. Das wiederholt sich ein paarmal, und dazwischen geht die Schildkröte von Zeit zu Zeit frische Luft holen. Ich nehme jetzt den erbärmlich zugerich-



teten Regenwurm heraus und töte ihn vollends. Es ist für mich immer ein spannendes Erlebnis, wenn ich eine halbe bis eine Stunde vor dem Aqua-terrarium sitze und warte, bis die Schildkröte endlich die Nahrung an-nimmt.

Die Schildkröte gewöhnt sich an ihren Behälter, in dem sie unterge-bracht ist, ziemlich schnell. So war bei meiner Schildkröte der hauptsäch-lichste Aufenthaltsort im Wasser an der Heizröhre. Sie nahm ihn schon am zweiten Tag in Besitz. Als die Schildkröte einmal an Land war, was sehr selten vorkam, nahm ich die Röhre weg. Kaum kam die Schildkröte ins Wasser zurück, schwamm sie eilig an die Stelle, wo die Röhre gewesen war, und suchte lange herum. Als sie diese nicht fand, suchte sie sich einen andern Platz und fand ihn in Form eines Steines. Später legte ich die Röhre wieder an ihren alten Platz zurück, und die Schildkröte siedelte ebenfalls wieder zu ihr um. Sie verriet durch das Suchen einen Ortssinn.

Eine andere interessante Beobachtung machte ich ein andermal. Die Schildkröte verliert nämlich den Kopf, wie man so beim Menschen sagt,

wenn sie gestört oder erschreckt wird. Ich legte sie einmal auf einen großen Tisch. Sie lief an den Rand und schaute hinunter, um dann in einer schwachen Bogenlinie am Rande entlang zu laufen und wieder hinunter zu schauen. Erst als sie durch eine ganz in ihrer Nähe durchgeführte Bewegung von mir gestört wurde, rannte sie blindlings über den Rand des Tisches. Sie fiel allerdings nicht bis auf den Boden, denn ich hielt schnell meine Hand hin und fing sie auf. Interessant ist, daß sie der lichtabgekehrten Seite des Tisches zulief. Sie hielt sich übrigens auch im Aquaterrarium am Lande hauptsächlich am Schattenrande unter hängenden Pflanzen auf. Dort scharrte sie sich auch eine Grube. Ein anderer Ort wurde sozusagen nie begangen.

Mich, ihren Pfleger, kannte sie nicht. Allerdings bekam ich sie im September 1951 und mußte sie schon anfangs Dezember in den Winterschlaf schicken, in dem sie jetzt noch liegt. Vielleicht lernt sie mich erst dieses Jahr kennen.

Eduard Dedual, 3. T.-Kl.

Von meinem Goldhamster Pipsi

Die größte Freude war es für mich, als ich auf den Geburtstag einen Goldhamster bekam. In der Nacht hörte ich ihn krabbeln. Am Morgen bastelte ich eine Kiste für ihn. Am Abend war die Kiste fertig, und der Hamster durfte darin wohnen. Er war ein Nagetier und hatte bald ein Loch ins Gitter genagt. So mußte ich halt ein neues darauf nageln. Jede Woche einmal gab ich ihm neuen Sand und frische Lumpen in die Kiste. Er war ein sauberes Tierchen und putzte sich alle fünf Minuten. Am Abend ließen wir ihn in der Stube herumlaufen. Er schoß wie ein Pfeil herum. Dem Vater huschte er zwischen den Füßen hindurch. Wenn man ihn in die Kiste tun wollte, blieb er hinter dem Büchergestell, daß man ihn nicht erwischen könne. An einem Sonntag gaben wir ihm den Namen Pipsi. Er hatte in seinem Nest immer einen großen Futtevvorrat. Sogar im Schlafzimmer der Eltern hatte er hinter einem Kasten Vorrat angesammelt. Einmal versteckte er sich in meinem Bett. Als wir ihn endlich fanden, hatte er schon große Löcher ins Leintuch genagt. Pipsi bekam sogar etwas auf Weihnachten. Mein Onkel macht für ihn eine Kiste mit drei schönen Stockwerken und einem Türchen unten. Eines Tages fragte mich Peter, der ein Hamsterweibchen besaß, ob ich Pipsi nicht zum Jüngeln gebe, er schenke mir dann auch ein Junges. Zuerst standen die beiden auf den Hinterbeinen und umarmten sich. Nach vier Tagen telefonierte mir Peter, das Weibchen beiße Pipsi, ich solle ihn heimholen. Als ich ihn anschaute, sah ich bei den Hinterbeinen eine sehr große Wunde. Nun ging die Mutter mit ihm zum Tierarzt. Dieser tat Jod darauf und gab uns noch ein Pulver mit. Aber Pipsi fraß nicht mehr und konnte bald darauf auch nicht mehr gehen. Wir waren alle traurig, weil wir ihm nicht helfen konnten und weil wir sahen, daß er leiden mußte. Als wir am Sonntagabend ins Nest schauten, war der arme Pipsi gestorben. Im Garten meines Großvaters machten wir ihm ein Grab und legten ein Holzkreuz und Blumen darauf.

Riet Theus, 3. Kl.

Mein Spatzenkind

Es war an einem der schweren Regentage in den Ferien 1951 in Bergün. Meine Mutter und ich standen etwas verdrossen vor dem Hotel. Da rief mir der Briefträger, der mit seinem Handwagen vorbeiging: «Hier hat es etwas zu pflegen!» Was war dieses Etwas? — Ein aus dem Nest gefallener, zitternder, junger Spatz. Er verdrehte die Äuglein und war nichts als ein armseliges Häuflein nassen Flaums. Ich nahm den Spatz auf meinen Schoß und deckte ihn mit der Jacke zu, um den Kleinen zuerst einmal zu er-



wärmen. Dem armen, kleinen Wesen mit seinen verdrehten Äuglein gaben wir höchstens noch eine Viertelstunde Lebensdauer. Doch wider Erwarten erwärmte er sich, dann hörte das Zittern auf, und kurz darauf kam ein forderndes Piepsen. Ah, dachten wir, da meldet sich am Ende ein ganz gesunder Hunger. Nun fing für uns eine anstrengende Zeit an. Das entzückende Wesen forderte ungestüm nach Nahrung. So wurden wir gezwungen, auf die Suche nach Würmern, Raupen und was da an kleinen Insekten herum war, zu gehen. Unsere Hochachtung vor der Leistung von Vogeleltern stieg gewaltig. Das Schnäbelchen mußte am Anfang etwa 12 mal im Tage gestopft werden. Punkt 5½ Uhr weckte uns ein zärtliches Gepiepse, es war Zeit für das erste Frühstück. Nach und nach ergänzten wir die Nahrung mit gekochtem Reis und Haferflocken. Das Nest bestand aus einer kleinen Schuhschachtel, mit einem wollenen Kleidungsstück ausgepolstert. Wie groß war die Freude, als unser «Schilp» uns erstmals auf dem Schachtelrand stehend begrüßte. Nach ein paar Tagen war die Ber-

günerzeit zu Ende. Mein Vater holte uns ab. Auf der Heimfahrt im Auto piepste unser Schilp auf meinem Schoß ununterbrochen. Zu Hause erwartete uns eine große Komplikation für unsere Spatzenaufzucht, nämlich unsere geliebte Katze «Muscha». Diese konnte nicht begreifen, daß sie nie in mein Schlafzimmer durfte, daß sie überhaupt in den Hintergrund treten mußte.

Mein Schilp mußte doch fliegen lernen, darum wurde die Katze unbarmherzig eingesperrt. Im Garten war der Spatz entzückend anzuschauen, wenn er behaglich auf einem Zweiglein saß und einfach wartete, was weiter geschehen werde. Es war eben kein Spatzenvater da, der ihm den Befehl zum Gebrauch der Flügel gab. Ebensowenig bemühte er sich, selbst etwas Nahrung zu suchen. Aber plötzlich ging das Bewegen der Flügel doch. Als wir ihn auf das ihm bekannte Ästlein setzten, flog er wieder auf meine Schultern. Aha, so lernt man fliegen, wenn man der Nahrungsquelle nachfliegen muß. Täglich gab es in der Folge Flugstunden. Wie groß war unser Entzücken — oder unser Schreck —, als Schilp erstmals auf den Apfelbaum flog! Aber seine Heimat, mein Zimmer, war ihm noch wochenlang Schlaf- und Eßzimmer. Wie eine Uhr erschien er zum Schlafen und zu den Mahlzeiten. Reizend war z. B., wie er die von mir gekauten Sonnenblumenkerne von meiner Zunge pickte oder mich am Ohrläppchen oder an den Haaren zupfte. Und schön war mein Spatzenjüngling geworden! Wir waren stolz auf ihn. Nach und nach wurde ein Holunderbaum im Nachbarsgarten sein Standquartier. Aber immer fand er den Weg zu uns. Ging einer von uns durch den Garten, — husch — flog er uns auf Kopf oder Schulter.

Mit der Zeit merkten wir, daß er sich anderen Spatzen anschloß und selbständig wurde. Das war gut so; denn unsere Katze Muscha mußte auch wieder zu ihren Rechten kommen. Für uns war es ein schönes Erlebnis gewesen, dies kleine Wesen in seinem Wachstum zu beobachten und vor allem die Zuneigung dieses Vogels restlos zu besitzen. Seine glänzenden Äuglein werde ich nie mehr vergessen.

Verena Becker, 4. Gym.

Berichte und Mitteilungen

Mitteilungen des Vorstandes

Besoldungsvorlage

Die befürchteten Auswirkungen des ablehnenden Volksentscheids vom letzten Herbst zeichnen sich immer deutlicher ab und erfüllen uns mit Sorge um die Zukunft der Bündnerschule. Als Lichtblick dürfen wir buchen, daß heute die Gefahr in weiten Kreisen erkannt wird. So ist bereits am 2. April die Demokratische Partei mit einer Eingabe an den Kleinen Rat gelangt, und in der soeben abgeschlossenen Maisession des Großen Rates wurde die hohe Regierung beauftragt, auf den nächsten Herbst eine neue Vorlage vorzubereiten. Im Hinblick auf diese sich aufdrängende Entwicklung hat sich der Vorstand an allen seinen Sitzungen mit der Frage befaßt und auf Schulschluß in Verbindung mit dem Erziehungsdepartement eine Umfrage beschlossen, die den neuesten Stand der Besoldungsverhältnisse und der Schuldauer in den einzelnen Gemeinden ermitteln sollte. Das Ergebnis hat unser Besoldungsstatistiker, Kollege Chr. Caviezel, im nachfolgenden Bericht zusammengefaßt: